

Konfessionslosigkeit und Diakonie

Ulrich Laepple

Der Begriff „konfessionslos“ und seine Relevanz

In der Erforschung von „Konfessionslosigkeit“ ist zu Recht betont worden, dass die Begriffe „konfessionslos“ und „Konfessionslosigkeit“ unpräzise sind, weil sie zwar eine weltanschauliche Position über die Nicht-Zugehörigkeit zu einer christlichen Kirche beschreiben, aber über Motive, Orientierungen und Lebensentwürfe nichts aussagen.¹ „Konfessionslos“ bezeichnet daher kein soziologisch einheitliches Phänomen und kann überdies sowohl aus der Kirche Ausgetretene als auch Nichtgetaufte meinen, im letzten Fall also Menschen, die niemals einer christlichen Kirche angehörten.

Dennoch hat sich der Begriff durchgesetzt. Er ist gerade für die Diakonie relevant, weil Konfessionslosigkeit von Mitarbeitenden ein relativ neues und Phänomen ist, das Klärungen verlangt und darum auch rechtliche Überlegungen nach sich zieht. In der so genannten Loyalitätsrichtlinie wird die formale Zugehörigkeit zu einer (ACK-)Kirche gefordert². Aber gerade diese Regel kann vor allem in Ostdeutschland bei manchmal bis zu 80 % Konfessionslosen in einer Einrichtung nicht eingehalten werden.

Auch wenn man in Rechnung stellt, dass schon die anti-religiöse Propaganda des Dritten Reiches erfolgreich vorgearbeitet hatte, ist es danach der politischen Führung der DDR vortrefflich gelungen, das christliche Bewusstsein an zwei entscheidenden Stellen noch weiter zu schwächen: „Zum einen wurde durch das staatliche Erziehungsprogramm die familiäre Sozialisation zurückgedrängt... Zum anderen gelang es..., die religiöse Kommunikation in intermediären Gruppen und in der Öffentlichkeit weitgehend zu unterbinden. Dadurch wurde Religion mehr und mehr unsichtbar“³ - mit dem Ergebnis, dass mehrere Generationen in Folge keine Berührung mit Glauben und Kirche finden konnten.⁴

Ost und West - zwei Kulturen?

Dachte man nach der Wiedervereinigung, Deutschland werde protestantischer, stellte sich bald heraus: Es wurde durch das Hinzukommen Ostdeutschlands konfessionsloser. Doch auch wenn Ostdeutschland mit der Konfessionslosigkeit an der Spitze Europas liegt, sei daran erinnert, dass es sich in dieser Sache nicht nur um ein ostdeutsches Phänomen handelt. In Hamburg sind beispielsweise nur noch 43% der Bürger Mitglied der evangelischen und katholischen Kirche. (Berlin?)

Doch es besteht ein Unterschied zwischen Ost und West. Die Konfessionslosen Hamburgs sind in der Regel ehemalige Kirchenmitglieder, die eine Entscheidung gegen die Kirche getroffen haben, also aus ihr ausgetreten sind, während die Konfessionslosen Ostdeutschlands oft schon in der dritten Generation Nichtchristen, genauer: Nichtkirchenmitglieder sind, sich also nie gegen die Kirche entschieden haben.

Von zwei unterschiedlichen konfessionslosen Kulturen zu sprechen – der tendenziell konfessionslosen urbanen im Westen und der weiträumig mehrheitlich konfessionslosen im Osten

¹ Vgl. Michael Domsgen (Hrg.) Konfessionslos – eine religionspädagogische Herausforderung. Studien am Beispiel Ostdeutschlands, Leipzig 2005, S. 13

² Zur Loyalitätsrichtlinie vgl. Dreyer, S. ...

³ Domsgen, a.a.O. S. 12

⁴ Zum gesamten Themenkomplex s. Ulrich Laepple / Volker Roschke (Hg.), Die so genannten Konfessionslosen und die Mission der Kirche, Neukirchen, 2009². Eberhard Tiefensee spricht von einer „dritten Konfession“ neben den beiden christlichen Konfessionen, in Areligiosität – Annäherung an ein Phänomen, a.a.O. S. 73

unseres Landes -, hat also einiges für sich. Sie wird durch den in der Forschung immer wieder betonten Umstand untermauert, dass durch die Religionslosigkeit in Ostdeutschland kein Vakuum entstanden sei, in das die Esoterik oder Sekten eindringen konnten. Die Resistenz gegen alles Religiöse ist dort zu tief verankert.⁵ Das unterscheidet sie von den städtischen Bereichen Westdeutschlands oder auch von Holland.

Konfessorischer Atheismus

In einer ostdeutschen Stadt wird ein Vater bei den Erzieherinnen eines Kindergartens vorstellig. Er entrüstet sich darüber, dass ein Junge zu seinem Sohn sagte, dass seine Eltern und er an Gott glaubten. Der Vater verlangt, dass in Zukunft jegliche „Indoktrination“ im Kindergarten zu unterbinden sei.

Dieses Beispiel zeigt, dass ostdeutsche „Konfessionslosigkeit“ nicht nur Abwesenheit von Religion bedeutet (einem leeren Gefäß gleich), sondern „konfessorisch“, also bekennend atheistisch auftreten kann. Es zeigt auch, wie tief die atheistische Position als eine als „wissenschaftlich“ behauptete nachwirkt und ihre staatlich verordnete Prägung offenbar gar nicht als indoktrinär erkannt wird. Darum musste der Vater seitens der Erzieherinnen darauf hingewiesen werden, dass Religionsfreiheit auch die Freiheit *zur* Religion ist, also positive Religionsfreiheit, durch die Verfassung unserer Demokratie geschützt und darum auch im Kindergarten möglich.⁶

Ideologieverdacht

„Erst die Roten, jetzt die Schwarzen“? In dieser Kurzformel drückt sich – jedenfalls bei den in der DDR sozialisierten Generationen - die Skepsis aus, die viele Ostdeutsche gegen Religion (und erst recht Mission) in Distanz gehen lässt. Fremdbestimmung, Überwältigungsversuche, Vereinnahmung oder gar Zwang werden also von vornherein kontraproduktiv wirken. Umso klarer muss gerade ein Kursangebot zu Themen des Glaubens deutlich machen, dass die Freiheit der Teilnehmenden geachtet wird.

Verborgene Sehnsucht

Auch wenn in Ostdeutschland die kulturelle Stützung des Glaubens vergleichsweise schwach ausgeprägt ist, darf die relative Bedeutung institutionalisierter Religion nicht ignoriert werden. Dies betrifft den schulischen Religionsunterricht, den öffentlichen Gottesdienst (einschließlich der Kirchenmusik) und nicht zuletzt die institutionelle Diakonie. Die folgenden beiden Beispiele wollen das illustrieren:

Eine etwa 30jährige konfessionslose ostdeutsche Frau sagt in einem Kurs für Pflegedienstleitende: „Ich saß im Gottesdienst in einer Kirche neben meiner Freundin und hörte sie die Choräle schmettern und ich konnte nicht mitsingen. Ich bekam eine Wut auf meine Eltern, dass sie mir das alles vorenthalten haben.“

Bei einer Klausurtagung der mittleren Leitungsebene eines diakonischen Trägers in Ostdeutschland wurde in Kleingruppen über einen Bibeltext gesprochen. Am Ende erzählt eine konfessionslose Mitarbeiterin spürbar glücklich: „Ich habe bisher noch nie einen Bibeltext gelesen. Wenn mein 8-jähriger Sohn aus der Schule kommt und mir aus dem Religionsunterricht Fragen stellt, kann ich ihm nichts dazu sagen. Aber jetzt kann ich ihm erzählen, dass auch ich einen Bibeltext gelesen und verstanden habe.“⁷

⁵ Dies schließt nicht aus, dass es auch in Ostdeutschland „vagabundierende Religiosität“ gibt, vgl. Roland Biewald/Matthias Spann, Die Gemeinde als Lernort des Glaubens, in Domsgen, a.a.O. S. 150ff

⁶ Es muss hier sofort hinzugefügt werden, dass ein konfessorischer Atheismus grundsätzlich nicht nur ein ostdeutsches Phänomen, sondern eine europaweite Erscheinung ist.

⁷ Axel Noack spricht für die ostdeutsche Situation wiederholt von der Beobachtung, dass Kinder zu „Missionaren“ für ihre Eltern würden. Vgl. auch Domsgen, Die Familie als Lernort des Glaubens, a.a.O. S. 103ff

Offenbar gibt es auch die Sehnsucht nach religiöser Erfahrung. Und wenn Räume angeboten werden, in denen der Glaube kommuniziert wird, werden diese auch angenommen und betreten. Aber es müssen "Räume" sein ohne Manipulation, ohne Druck und einengende Erwartungen, vielmehr einladend und auf Augenhöhe.

(Es darf als ermutigend vermerkt werden, dass es in beiden Fällen der Raum der Diakonie war, in der diese Erfahrungen gemacht wurden und von ihnen erzählt werden konnte.)

Wegfall kultureller Stützen

Eine Frau kommt für einen Wiedereintritt zum Pastor: „Ich sage ihnen gleich, ich trete nur wieder ein, damit ich die Stelle einer Schwangerschaftsvertretung in der Diakonie bekomme. Wenn das nach zwei Jahren ausläuft, bin ich wieder draußen.“

Ein junger Mann bei der Feier der silbernen Konfirmation: „Ich finde es ja schön, dass Sie mich hierzu eingeladen haben. Ich bin dennoch ausgetreten, ich kann das Kirchensteuergeld sparen. Seien Sie mir nicht böse, ich sehe das so wie mit dem Beitrag zum Fitness-Studio: Wenn ich die Leistung nicht abrufe und nutze, dann kündige ich da ja auch. Vielleicht kommt ja mal der Tag, an dem ich wieder eintrete. Mit meinem Glauben aber hat das nichts zu tun.“

Solche Einstellungen spiegeln weniger ideologiebedingte Grundentscheidungen wider als einen Pragmatismus, der Nützlichkeitsabwägungen folgt. Sie zeigen aber, dass es auch im Westen weitgehend kein kulturgestütztes Christentum mehr gibt. Ob Menschen einen Weg zur Kirche finden, hängt in Ost und West zunehmend von der Beantwortung der Frage ab, ob der Glaube für das eigene Leben relevant erscheint oder nicht.

Die Diakonie als Lernraum des Glaubens

In der heutigen gesellschaftlichen und kulturellen Situation Deutschlands tendiert „die Notwendigkeit, sich mit Religion aufgrund äußerer Impulse zu beschäftigen, gegen Null“⁸. Dieser Befund schließt dennoch nicht aus, dass in der Diakonie solche „äußeren Impulse“ vorhanden sind, ja notwendig eigen sind. Sie können für ein existenzielles Fragen nach dem Glauben ein Anreiz sein:

- Weil und insofern man in der Diakonie alltägliche Erfahrungen mit Leben und Tod, Leid und Schmerz, Macht und Ohnmacht, Gelingen und Versagen macht – „äußere Impulse“, die zu Fragen nach dem Sinn des Lebens und der Tragkraft des Glaubens herausfordern.
- Weil und insofern die Diakonie ein Raum ist, in dem das Evangelium von Jesus Christus ganzheitlich präsent ist und erlebt werden kann: worthaft, zeichenhaft und leibhaft. Worthaft in der Verkündigung und seelsorglichen Begegnung, zeichenhaft im Abendmahl, in Gesten des Segnens und „berührender“ Mitmenschlichkeit, leibhaft in der leiblichen Zuwendung einer Pflegenden, in praktischen Handreichungen und gegenseitiger Hilfe.
- Weil und insofern man in der Diakonie auf Menschen treffen kann, die die christlichen Güter des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung (1. Kor. 13,13) überzeugend leben und so Zeugen des Glaubens sind. Im Umgang mit Patienten, Kolleginnen und Kollegen widerlegen sie überkommene Zerrbilder und Vorurteile, irritieren also im besten Sinn des Wortes und lösen Neugier aus.⁹

Nicht vereinnahmen, aber Brücken bauen

Dass konfessionslose Mitarbeitende ihre Begabung und Lebensleistung für die anvertrauten Menschen in der Diakonie einsetzen, verdient große Wertschätzung. Ohne sie könnte die Diakonie

⁸ Domsgen, a.a.O. S. 15

⁹ Domsgen: „Religion generell und der christliche Glaube im Besonderen sind kein Wissensbestand.... Vielmehr sind sie eine kommunikative Praxis... Geschichten, Bilder, Lieder und Gebete sind Deutemuster und Praktiken, die für den Umgang mit der Wirklichkeit zur Sprache gebracht und eingeübt werden müssen.“ A.a.O. S. 110, vgl. auch Artikel im HB „Mehr als Wissen“...

heute nicht existieren. Auch wenn der Form nach eine klare Unterscheidung von „der Kirche zugehörig“ und „nicht zugehörig“ getroffen werden kann, gilt dies nicht im Blick auf die Weltsicht, die innere Beziehung zur Kirche, den Sachverstand, echte Menschlichkeit, nicht einmal im Blick auf Glaubensüberzeugungen. „Hier gibt es neue Mischungsverhältnisse von innerem Engagement bei äußerer Distanz zur Kirche und distanzierteres Engagement trotz kirchlicher Verbundenheit.“¹⁰

Diese Sachlage ähnelt auffallend der Geschichte vom Barmherzigen Samariter (Luk. 10). Im Licht dieser Geschichte will es zu einem neuen, anerkennenden An-Sehen derer kommen, die, wie jener samaritanische „Fremde“, vielleicht nicht aus Glauben handeln, aber gewiss aus einem inneren Gespür und einer Leidenschaft für das menschlich Richtige, Rechte und Notwendige, das von Jesus als vorbildhaft herausgestellt wird.

Konfessionslose Mitarbeitende in der Diakonie dürfen also weder christlich vereinnahmt noch als „Mitarbeitende zweiter Klasse“ betrachtet werden. Aber sie können und sollen erfahren, auf welchem Fundament die Einrichtung steht, in der sie arbeiten und aus welchen Quellen sich diese Arbeit speist.¹¹ In einem diakonischen Unternehmen werden sie hineingenommen in eine bestimmte Daseinsform von Kirche, d.h. in ein an Christus ausgerichteten Leben, Feiern, Arbeiten, Reden und Hören. Doch das ist eine ihnen weitgehend unbekannte Welt. Für ihr Verständnis bedarf es kommunikativer Brücken, Angebote der Information und Erklärung. Dass diese Kommunikation dialogisch und mit Blick auf die Bedürfnisse und die biografischen Voraussetzung zu geschehen hat, ist eine Einsicht, die sich in der Kirche durchaus nicht immer von selbst versteht. Dies gilt selbstverständlich auch für Kurse zu Themen des Glaubens. Dazu kann die Diakonie einladende und durchdachte Angebote machen, zu denen nicht zuletzt Kurse gehören, die auf dem Feld des Glaubens angstfreie Erst-Begegnungen versprechen und dieses Versprechen auch halten.

In solcher Kursarbeit und über sie hinaus gilt, was Eberhard Tiefensee als christliche Kernkompetenz beschreibt – und es gilt für Westdeutschland genauso wie für Ostdeutschland: „Sind die medieninduzierten Strittigkeiten erst einmal erledigt, wollen die Außenstehenden wissen: Wozu seid ihr als Christen eigentlich gut? Wie geht Glauben? Christen werden hier als Menschen angefragt, die mit Religion und mit der Frage nach Gott Erfahrungen haben, die Gottesdienste feiern und beten können. Sie sind die 'Gotteserfahrenen' und müssen hier Auskunft geben. Den anderen ist nämlich die Sprache für dieses Dinge abhanden gekommen... Aber sicher suchen auch sie: Segen, Vergebung, Hoffnung, wollen sie die Erfahrung von Endlichkeit und trotz allem Geborgenheit irgendwie thematisieren. Allerdings erfordert das christlicherseits die Anstrengung, hierfür eine verständliche Sprache in Wort, Zeichen und Tat zu finden....“¹²

¹⁰ Charakteristika einer diakonischen Kultur, Diakonie Texte 1, 2008 (Hg. Diakonisches Werk der Evang. Kirche in Deutschland), S. 22

¹¹ Vgl. Beate Hofmann, Diakonische Unternehmenskultur. Handbuch für Führungskräfte, Stuttgart, 2008

¹² Eberhard Tiefensee, Areligiosität – Annäherung an ein Phänomen, S. 76 (vgl. Anm. 4)